



Traum des Armen.

Franz: . . . Träume kommen ja aus dem Bauch und Träume bedeuten nichts; ich hatte soeben einen lustigen Traum. (Er sinkt unmächtig nieder.) „Die Räuber“, V. 1.

In dieser Nacht erwachte ich mit einem Schrei. Zutiefst erschrocken drehte meine Frau das Licht an: „Ja, was hast du denn?“ „Ist das Kind da?“ fragte ich, noch immer traumumfungen.

„Aber natürlich! Wo soll es denn auch sein“, beruhigte sie mich.

Ich stürzte an sein Bett. Dort schlief es auf frischüberzogenen Kissen und um seine Lippen huschte zuweilen ein zartes Lächeln, wie Licht, das um einen Weiber spielt. Die Mundwinkel des Knaben kräuselten sich zu einem unsagbar friedlichen Anblick. Friedlich — ja, das war das Wort, es stand körperlich vor mir in der späten Nachtstunde, an der Schwelle des Morgens, während die gelbe Lampe groteske Schatten der Möbel auf die Wände warf. Vor dem Gitterbett glitzerte des Kindes kleine Eisenbahn mit dem Gewirr der Schienen, ein niedlicher weißer Ballon, schaukelte die Bogenlampe darüber. (Ich muß wohl beim Aufstehen an sie gestoßen sein.) Der Tunnel — an jedem Geburtstag frisch lackiert — war umgefallen . . . Hier spielte ein Kind und hier war Frieden.

„Sag, was hast du denn?“ Meine Frau war aufgestanden und hatte ihren Arm warm und gut um meine Schultern gelegt. „Ich hatte einen grauenhaften Traum . . .“ erwiderte ich und die Erinnerung schüttelte mich.

„Erzähle doch!“ Wir saßen am Betttrand. Gleichmäßig atmete der Junge.

„Mir träumte, es sei Krieg. Ich ging auf der Straße. Trüb graute der Himmel und die Menschen waren merkwürdig durchsichtig und schattenlos, wie im Traum die Dinge manchmal zu sein pflegen. Ich weiß noch, daß ich mich sehr bedrückt fühlte und Schlimmes ahnte. Ich ging mit jenen seltsamen schweren Traumschritten, weißt du, die uns kaum von der Stelle bringen . . .“

Da erscholl neben mir der Schrei: „Gas!!!“ Ich erinnere mich nicht mehr, wer ihn ausgestoßen hatte, ob es einer gewesen ist oder hundert. Bis in die Fußspitzen er-

schrat ich, die Knie drohten schwach zu werden und das Herz klopfte wie rasend. „Gas!!!“ tönte es noch immer gräßlich, das Heulen der Warnungssirenen bohrete sich schmerzhaft ins Mark, es wurde dunkel, schon vernahm ich das aufpeitschende Rattern von Flugzeugen und bald darauf dumpfe Explosionen. Mein erster Gedanke warst du und das Kind. (Wie zum Dank schmiegte sich meine Frau unwillkürlich enger an mich.) „Wo wart ihr? Hoffentlich hat man euch gewarnt und ihr hattet Zeit, in den Keller zu flüchten.“

Ich jagte um die Ecke. Hier staute sich eine riesige Menschenmenge, die sich kreischend schlug, denn alle wollten in die überfüllten verperrten Haustore dringen, aber die drinnen öffneten nicht mehr, aus Furcht, das Gas würde miteinströmen. Frauen und Kinder schrien in Todesangst, Männer tobten wie die Tiere — ich war plötzlich eingeschlossen und festgebannt in eine zähe, klebrige Masse, ohne vor- oder rückwärts zu können. In wahnsinniger Angst begann auch ich um mich zu schlagen, ich hieb mit den Fäusten in Augen und höhnisch aufgerissene Mäuler, aber meine Schläge schienen kraftlos und ohne die geringste Wirkung, erreichten nicht einmal ihr Ziel und so sehr ich mir auch einen Weg bahnen wollte, wurde die Mauer immer undurchdringlicher. Da wünschte ich mit der Kraft meiner Seele, daß es mir vergönnt sein möge, mich aus dem lebendigen Gefängnis, das mich zu zerquetschen drohte, emporzuheben, zu schweben, um so den Ausweg ins Freie zu finden — und weil ich gleichzeitig wußte, daß ich doch nur träumte, gelang es mir auch . . . Ich fiel an Dächern und hohen Häusern vorbei, nicht weit von unserem Hause nieder. Im tiefen Sturz wußte ich die Augen schließen, vor dem Wind und dem gewaltigen Druck, der mir den Morgen bis zur Nebelzeit presste. Als ich die Lider wieder öffnete, sah ich Durchsichtbares. Gelbe Wolkenfetzen zwängten sich durch die Gasse, kletterten an den grauen Mauern hoch, an jeder Türe, an jedem Stein und war kein Raum, der nicht von dem Gift gefressen wurde. Menschen lagen in verkrampften und entsehrlichen Stellungen auf der Straße und auf dem Gehsteig, die beiden alten Bernhardsdiner vor dem Handwagen unseres Kohlenhändlers hingen leblos im Zaumzeug. Das

Obst in den Körben des kleinen Ladens nebenan, war aufgequollen und versärbt (wir hatten es uns gestern lang überlegt, ehe wir uns ein Viertel Kilo Kirschchen kauften!), auch daran mußte ich denken, als ich einem Sterbenden, er war noch nicht tot, die Gasmaske aus den schwachen Händen und von grellverzerrtem Gesicht riß, sie mir umband und durch die Giftmauer in unser Haus drang.

Ich fand euch im Keller mit anderen Parteien, von denen aber nur ganz wenige Gasmasken hatten. Du weißt doch, daß unser Keller nicht sehr tief liegt und mit seinen Fensterhöhlungen, die Scheiben sind längst eingeschlagen und nur verrostete Gitterstäbe ragen, geradeaus auf die Gasse schaut, durch die sich nun das Gas in elligen Schwaden heranwälzte. In wahnwitziger Angst hielten sich alle umklammert, die Mütter preßten die schreienden Kinder an ihre Brüste, die Männer versuchten, die Fenster zu verbarrikadieren, alle Ritzen abzudichten, aber es war nicht genügend Berg da und hinaus getraute sich keiner mehr. Ich band meine Maske unserem Kind vor, barg es zusamt deinem Gesicht in meinem Schoß und deckte fest meinen Rock über euch.

Da zuckte ein gräßlicher Aufschrei durch das vollgedrängte Gewölbe, denn etliche Sprengstücke hatten die Füllung der Fenster zerfetzt. Nun konnte das Gas ungehindert einströmen. Und es kam. Die Leute schnappten nach Luft, erbrachen Blut und Speisereste — aber alles war plötzlich tonlos und still, keinen Laut hörte ich, nur die wild verrenkten Körper und die todesangstverzerrten Fragen um uns, die in nichts mehr menschlichen Antlitzern ähnelten, verrietten Leben, Leben freilich, das schon — trotz alles Wehrens — vom Tod zermalmt wurde. Vor dem Windstoß, der eine neue dicke Gittwelle zu uns hinein schlug, wie ein träges Tier, das man in plötzlichem Zorn in den Stall peitscht, senkten wir die Köpfe tief in unsere Hände, manche streckten die Arme wie anbetend (und wor doch nur Abwehr?). Stehend dem wehenden Tod entgegen, als gäbe es noch Gnade und Rettung in diesem Augenblick. Ich hatte mich über das Kind geworfen. Noch hoffte ich auf die Dichte seiner Maske. Du lagst stumm neben mir, schlank und mädchenhaft und warst wieder sechzehn Jahre. Noch vermochte ich auch den Atem anzuhalten — aber

Der Gefangene an die Klaven.

Von der Zelle blid ich hinaus in die Welt,
und ich dünk mich nicht fester gebunden
als der Knecht, den das Elend gefangenhält
und der Werkstätt unendliche Stunden.

Denn was mich umringt, das umringt auch ihn,
mag es sein auf größerer Fläche;
die Mauern, die Englands Volk umziehen,
sind seine Beschränktheit und Schwäche!

Und schmachte ich auch einsam in Kerkers Bann,
so will ich darob nicht trauern:
viel schneller, als Zeit sie zernagen kann,
zertrümmert der Geist seine Mauern!

Sie mögen verkümmern uns Lust und Licht
mit ihren Wällen und Schranken;
doch das Wissen bezwingen können sie nicht —
das leuchtet in Sonnengedanken!

Sie mögen uns knebeln mit roher Gewalt,
und uns binden mit Normen und Ketten;
doch kann sie die Willkür in jeder Gestalt
vor ihrem Verderben nicht retten!

Wir kämpften von jeher, wir kämpfen fortan.
Und würfen sie zehnmal uns nieder,
auf springen wir wieder und griffen sie an —
und wieder — und wieder — und wieder!

Johnes (1870-1880). Führer der Christenbewegung.
suchte sie in sozialistische Bahnen zu lenken.

dann sprengte es mir mit einem Ruck den
Mund weit auf, sofort spürte ich widerlichen
Geschmack, gleich darauf ein gräßliches Bren-
nen in Hals und Brust, meine Augen gingen
mir über, wie ein Fisch riß ich den Mund
auf, nun muß ich sterben, wußte ich, er-
stiden — mit einer letzten, verzweifelten
Anstrengung gelang es mir, zu erwachen ...

Um uns war Schweigen. „Es war
grauehaft ...“, sagte ich noch. Regelmäßig,
ein zauberhaftes Uhrwerk, hob und senkte sich
des Kindes Brust. Der frische Morgenwind
füllte seinen Atem mit dem wunderbar reinen
Duft des Jasmins aus dem Garten eines
reichen Mannes uns gegenüber. Die zierliche
Bogenlampe hatte aufgehört zu schwingen.

Die Frau streichelte über meine Stirn.
„Mach dir keine Sorgen, Lieber“, sagte sie,
„es war doch nur ein böser Traum! Vielleicht
bist du schlecht gelegen?“

„Jetzt fehlt nur noch, daß du sagst, wir
hätten zu viel gegessen! Nein, Liebste, das war
kein Traum, glaub es mir.“

Ich ging zum Fenster. „In England gibt
es eine Versicherungsgesellschaft für Millio-
näre und deren Familien, die ihre Mitglieder
bei Kriegsgefahr nach einer fernen Insel-
gruppe der Südsee bringt, wohin keine Gas-
bomben fallen. Wenn man reich wäre ...“

Von der Strafe tönte lautes Singen
herauf. Schritte hallten auf dem reingefeg-
ten Pflaster und sie verbanden sich mit dem
Gesang zu einem strammen Marsch, und
jetzt verstand ich auch die Worte:

„Mir san vom I. und I. Infanterie-
regiment ...!“ sangen die fröhlichen Leute,
vier Burschen und ebenso viele Mädels, sie
gingen Arm in Arm, und vorne schritt ein
alter Herr, der seinen Regenschirm wie einen
Taktstock schwang. Sie waren alle guter
Dinge, vielleicht auch kamen sie vom Deuri-
gen zurück, denn der Alte trug seinen schwar-
zen, steifen Hut schief und unternehmung-
slustig über dem Ohr.

„Siehst du, es war doch kein Traum ...“
wendete ich mich, bitter lächelnd, zu der jun-
gen Mutter ...“ mir und zog hoch den Vor-
hang zu, behutsam, um das Kind nicht zu
wecken.

Frauenliebe und -leben in Afrika.

Von William Warren.

Perlen und Muscheln.

Was die Europäerin nur mit Hilfe von
teuren Friseurkünstlern erreicht, nämlich eine gut-
sitende *Haartracht*, baut sich die Negerin
mit Hilfe ihrer Freundin selber: sie tränkt den
Haarschopf mit Lehm und Del, darauf werden
Perlen- und Muschelschnüre aufgebaut, in Far-
ben und Größen abgestuft. Einzelne Metall-
plättchen und Ringe ergänzen die Frisur.

Perlen und Muschelschnüre spielen die
Hauptrolle auch in der *Beleidigung*. Die
Mädchen tragen nur einen dunklen Hüftschurz.
Dieser Hüftschurz wird mit Muscheln geschmückt,
um den nackten Oberkörper hängen diese Ketten
aus Muscheln, um die Beine, vom Knie bis
zum Knöchel, ziehen sich Perlenketten und Mu-
schelreihen. Dazu kommen Fingerringe und Ohr-
ringe in Fülle.

Tätowierungen.

Bei näherem Hinsehen merkt man, daß unter
den Perlen andere Perlen sitzen, die direkt zur
Haut gehören: die Negermädchen sind *tätowiert*.
In manchen Stämmen sitzen die Neger
sich selbst, andere haben dazu einen Alten ihres
Stammes, der die Kunst gegen kleine Bezahlung
ausübt.

Die Haut wird mit einem spitzen Holzstäb-
chen hochgezogen, mit einem scharfen Messer ein-
geschnitten, dann mit dem Saft von Pflanzen
beträufelt und tüchtig eingerieben. Dadurch wird
die hohe Narbenbildung hervorgerufen. Beson-
ders schöne Narben — und die Neger schätzen
schöne Narben bei ihren Frauen! — entstehen,
wenn das Heilen der Wunde lange Zeit hindurch
verhindert wird. Deshalb reiben die Mädchen
die Wunden ständig.

Diese Narben ziehen sich in Figuren um
den ganzen Oberkörper. Sie rahmen die
Schulterblätter, ziehen sich um den Hals, um
die Gürtellinie.

Zeichen der Reife.

Die Tätowierungen werden aber nicht nur
aus Gründen der Eitelkeit gepflegt. Sie sind
ein uralter Brauch, sie bedeuten auch heute das
Zeichen der Reife. Die Jungen und Mäd-
chen werden tätowiert, wenn sie als vollgültige
Mitglieder in ihren Stamm aufgenommen wer-
den. Das Erdulden der Schmerzen dabei gilt
ebenfalls als *Zeichen der Reife*, als „mannhafte“
Stärke. Und man merkt den jungen Menschen
wirklich nicht an, daß sie Schmerzen erdulden.
Die Prozedur ist ihnen so selbstverständlich, daß
sie vielleicht wirklich nichts fühlen.

Wer noch nicht tätowiert ist, darf keine Ehe
eingehen. Die jungen Mädchen wissen, daß es
ihnen streng verboten ist, Beziehungen mit einem
Mann anzuknüpfen, ehe sie tätowiert wurden.
Kinder untätowierter, also „unreifer“ Mütter
werden sogar getötet.

Die Tätowierungen werden auch keines-
wegs einfach als Narben- und Punktzusammen-
stellungen angebracht. Sie bestehen aus uralten
Sinnbildern und Stammesabzeichen. Einzelne
Symbole sollen wilde Tiere, böse Geister ab-
halten.

Verlobung und Ehe.

Sonst sind die Lebensgesetze für die jungen
Mädchen Afrikas nicht eben streng. Sie werden
meist als Kinder schon von den Eltern einem
Knaben versprochen. Der Verlobte muß eine An-
zahl von Jahren für den Schwiegervater arbei-
ten. Wenn er dann auch die Hütte, die für die
Ehe notwendig ist, gebaut hat, wird die Hoch-
zeit angelegt.

Vor der Hochzeit darf die junge Negerin
lieben, wen sie will. Es kommt dann manch-
mal vor, daß sie an einem anderen solchen Ge-
fallenen findet, daß sie sich weigert, den Verlobten
zu heiraten. Dann muß sie trotzdem einige Zeit
— eine Regenzeit — mit dem Verlobten zu-
sammenwohnen. Weil der Verlobte ja für sie
gearbeitet hat und ein Versprechen eingehalten
werden muß.

Danach darf sie zu ihrem selbstgewählten
Mann gehen. In der Ehe wird Treue vom
Mann wie von der Frau verlangt. Wenn die
Frau nicht treu ist, bekommt sie Schläge.

Der Nebenbuhler.

Diese Sitten, die man zum Beispiel bei
allen Negerstämmen in *G u i n e a* findet, finden
sich ähnlich weiter östlich in Afrika, bei den
M a s s a i-Negern.

Es kommt vor, daß ein *M a s s a i*-Neger, der
auf die Jagd ging und seine Frau längere Zeit
allein in der Hütte zurückließ, bei seiner Wieder-
kehr neben dem Eingang der Hütte einen Speer
in den Boden gerammt findet.

Dann weiß er, daß seine Frau mit einem
anderen *M a s s a i* in der Hütte ist. Aber der
Neger stürzt nun keineswegs wutschnaubend in
die Hütte, sondern er wartet, bis der Neben-
buhler heraustritt.

Aber während man in Portugiesisch-Guinea
den Liebhaber gänzlich ungeschoren läßt, weil
man sagt: wenn die Frau nicht gewollt hätte,
hätte er nicht ihr Liebhaber werden können, ver-
langt der *M a s s a i* eine Entscheidung. „Ich habe
so und soviel Hammel für meine Frau bezahlt!“
jagte er. „Erstatte mir bitte meine Auslagen
zurück!“ Und der andere *M a s s a i* zahlt.

Blutige Verlobung.

Blutiger geht es zu, wenn ein *M a s s a i* sich
verlobt. Der Stamm ist der Meinung, daß
eine Ehe nur glücklich werden kann, wenn der
junge Mann einen Dritten erschlägt.

Die *M a s s a i* waren früher allgemein ge-
fürchtet bei den anderen, friedlicheren Neger-
stämmen *Afrikas*. Diese Furcht ist heute zum
großen Teil unbegründet, auch die *M a s s a i*, die
früher Jäger und Hirten waren, sind Acker-
bauern geworden. Aber der Brauch, die Ver-
lobung mit einem Totschlag zu bekräftigen, ist
nicht auszurotten.

Man tötet in der Hauptsache Knaben und
alte Frauen des Stammes. Weil Knaben noch
keine Männer sind und alte Frauen keine Frauen
mehr! Es ist aber auch vorgekommen, daß
Weiber ein Opfer der *M a s s a i*-Heiratsbräuche
wurden, weil die *M a s s a i* meinten, durch so ein
außergewöhnliches Menschenopfer besonders
Glück in der Ehe zu haben.

Ein Männerharem.

Von einer Werkwürdigkeit wird aus dem
T a n g a n y k a-Gebiet berichtet. Dort traf ein
italienischer Forschungsreisender auf einen Ne-
gerstamm, dem in dieser Generation der männ-
liche Nachwuchs der Dynastie versagt geblieben
war. Man hatte nun eine Sultantin eingesetzt
und die schwarze Dame mit allen Rechten, aber
auch mit allen Pflichten eines männlichen
Stammesherrschers ausgestattet. Zu einem
schwarzen Herrscher gehört auch ein Harem, ein
Harem aus den schönsten Töchtern des Stam-
mes. Die Sultantin wurde nun aufgefordert,
einen Männerharem zu bilden. Sie nahm die
fünf Schönsten des Stammes, und die fünf
Männer wurden gleichzeitig ihre Minister.

Die fünf Männer vertragen sich ausgesei-
net, nie ist jemand eifersüchtig und die Frage,

wer im einzelnen Vater der Nachkommenschaft ist, spielt keine Rolle. Wichtig ist, daß die jungen Prinzen und Prinzessinnen Nachkommen der Sultananin sind. — 52.000 Neger gehorchen der Sultananin, die seit Jahren — unter britischem Protektorat — regiert.

Einbildung und Willenskraft.

Ein reicher Mann, der mehrere Personen bei sich bewirtet hatte, machte sich drei Tage nach dem Festmahl den Spatz, seine Gäste durch die aus der Luft gegriffene Mitteilung zu erschrecken, sie hätten Ragenbraten bei ihm genossen. Darüber entsetzte sich eine junge Dame, die an dem Mahle teilgenommen hatte, so sehr, daß sie am gastrischen Fieber erkrankte und bald darauf starb. So erzählt der berühmte französische Schriftsteller Michel de Montaigne.

Von einer Einbildung, die keine bösen Folgen hatte, berichtet der bekannte Arzt Ernst Ludwig Heim (1747—1834): Eine Frau bildete sich ein, sie habe mit ihrem Frühstücksbrot eine Nadel verschluckt. Sie klagte unter Tränen über unerträgliche Schmerzen in der Kehle. Man holte den alten Heim. Da dieser aber weder eine Geschwulst noch sonst eine Veränderung bemerkte, so kam er auf den Gedanken, es handle sich um eine bloße Einbildung der Frau. Wahrscheinlich — so folgerte er — hatte eine harte Brotkruste beim Niedergleiten durch die Kehle der Frau ein stechendes Gefühl verursacht. Heim gab daher der Leidenden ein Brechmittel ein und warf heimlich in die Wasse, die sie alsbald von sich gab, eine gekrümmte Nadel. Die Frau, die des festen Glaubens war, sie habe die Nadel ausgebrochen, fühlte sich sofort von ihren Schmerzen befreit.

Ein englischer Arzt wollte, wie in Sobernheims „Gesundheitslehre“ zu lesen ist, bei einem Manne, der seit langem an Zungenlähmung litt, ein von ihm erfundenes Instrument ausprobieren. Um zunächst die Temperatur der erkrankten Zunge festzustellen, steckte er ein kleines Taschenthermometer in den Mund des Patienten. Der Patient glaubte, der Arzt habe den beabsichtigten Versuch bereits vorgenommen — er hielt das Thermometer für das neue Heilgerät —, und versicherte wenige Minuten nach Entfernung des Wärmemessers, er könne seine Zunge wieder bewegen.

Die Gegenfüßler der an Einbildung Leidenden sind die Willenskräftigen.

Ein italienischer Gelehrter wurde im Jahre 1855 in Triest, als dort die Cholera wütete, in der Nacht plötzlich von einem beängstigendem Unwohlsein befallen. Anstatt nun zu schweißtreibenden Mitteln oder Opiumpulvern zu greifen, versenkte er sich mit aller Kraft seines Willens in die Lektüre von Dantes „Göttlicher Komödie“. Nach wenigen Stunden war er von dem Unwohlsein befreit. Am nächsten Tage hat er das Erlebnis dem Dichter Robert Hamerling erzählt, und dieser hat es aufgeschrieben.

Napoleon besuchte während des ägyptischen Feldzuges (1798) des öfteren die Pestkranken in den Lazaretten. Er tat das, um ein Beispiel zu geben, daß man die Pestgefahr überwinden könne, wenn man fähig sei, die Furcht zu überwinden.

„Ach kann“ — hat Goethe einmal zu Eckermann gesagt — „aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Fausfieber der Ansteckung unvermeidlich aus-

gesetzt war, und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in

einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feind leicht wird, vor uns Besitz zu nehmen.“ R. Lu.

Völker, hört die Signale

Von Bruno Vogel.

„Genossen, wir dürfen uns durch den vorläufigen Erfolg des Faschismus nicht entmutigen lassen“, sagte der deutsche Emigrant und sah uns der Reihe nach an, so daß wir uns schämten, vor diesem grauhaarigen Genossen verzagte Worte geäußert zu haben. Nach einer Weile fuhr er fort: „In jedem Kampf gibt es Siege und Niederlagen, und der Wert eines Kämpfers zeigt sich darin, daß er auch Niederlagen standhält und den Willen zum Endsieg nicht verliert. Das Proletariat ist schon mit anderen Gegnern fertig geworden, und unter viel schwierigeren Umständen. Ich will euch eine kleine, eine herrliche Episode erzählen.“

Es war im Jahre 1916, in Polen. Nach tagelangen, fürchterlichen Märschen hatten wir uns eingegraben, etwa drei- bis vierhundert Meter von den russischen Stellungen entfernt.

Wir waren bei der Kompagnie alles ältere Leute, die meisten schon über vierzig. Nur einen Zwanzigjährigen hatten wir im dritten Zug, den Beyer II. Der war wenige Wochen bevor wir aus dem Westen nach der Ostfront „geworfen“ wurden, zu unserer Truppe gekommen, weil sein Vater, der schon seit Kriegsbeginn in unserer Kompagnie diente, ein Gesuch nach dem anderen gemacht hatte, daß sein Sohn zu unserer Kompagnie versetzt würde.

Es war ein ganz ruhiger Frontabschnitt, in dem wir uns befanden, am Tag hin und wieder ein paar Artilleriegeschosse, nachts ein wenig Maschinengewehrgeknatter — das war alles.

Aber wie es der Zufall manchmal will, wir saßen gerade beim Kartoffelschalen, da erwischte eine Schrapnellkugel den jungen Beyer II. Die Kugel war ihm ins Genick gedrungen, und er war sofort tot. Man rief den Vater, der hundert Schritte weiter beim Gewehreinigen war.

Lange kniete er schweigend neben seinem Sohn. Dann sagte er ruhig und gefaßt: „Auch das noch!“ Er gab seinem toten Sohn einen Kuß auf die Stirn und lief davon. Keiner von uns wagte, ihm ein Wort des Trostes zu sagen.

Am Abend zogen wir wieder ihrer sechs Mann nach vorn auf Feldwache, der Vater Beyer war auch dabei.

Es war eine wunderschöne Sommernacht, Mondschein, und alles so still und friedlich. Eine Nacht, erfüllt von Sehnsucht nach der Heimat, nach Frieden.

Da spielte einmal drüben, bei den Russen, eine Geige. Wir dachten zuerst, wir hörten Gespenster. Aber es wurde immer deutlicher.

Unfassbar wehmütige, sehnsüchtige Melodien. Es war wie eine Totenfeier für den jungen Beyer.

Seulen hätten wir können, so traurig war die Stimmung. Und vor Wut und Jorn, daß wir hier in Polen stecken müssen, und daheim . . .

Nach einer Stunde vielleicht hörte der Russe wieder auf mit Spielen.

Eine Weile war es wieder ganz still, wie in einer Kirche.

Auf einmal klettert Beyer I, der Vater, aus unserem Postenloch und stellte sich eben hin.

Und fängt an zu singen, laut: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde . . .“

Wir dachten, es wäre bei ihm nicht ganz richtig. Aber kaum hat er diese eine Zeile geungen, da spielt der drüben auf der Geige die Melodie mit.

Ganz eigenartig war das. Und als Beyer den Refrain sang:

Völker, hört die Signale!
Auf zum letzten Geßcht!
Die Internationale
Ertämpft das Menschenrecht!“

da jangen die Russen alle mit. Kein Mensch von drüben hat geschossen, obwohl man ihn bei dem hellen Mondlicht ganz deutlich sehen konnte.

Und als zum dritten Male der Refrain der Internationale von Front zu Front erklang, da wurde Beyer I von unserem Kompagnieführer und zwei Feldwebeln verhaftet.

Wegen „Meuterei, begangen durch Singen verbotener Lieder“, wurde er von einem Kriegsgericht zu vier Jahren Festungshaft verurteilt.

Er hat nur die Hälfte seiner Strafe verbüßt, denn zwei Jahre später, im November 1918, verließ er die Strafanstalt als freier Mensch. Auf den Straßen sangen die Proletariemassen das verbotene Lied, die Internationale . . .“

Sonnenhunger der Dicheladas.

Die großen Blutbrustpaviane sitzen dicht ans Gitter gepreßt, sechs ausgewachsene Männchen, eines neben dem andern, und warten auf die Sonne. Wenn ein Lichtstrahl durch die Wolken bringt, recken und dehnen sie sich der Wärme entgegen in nimmer endender Gier. Und sobald die Sonne wieder weicht, legen die Dicheladas ihre großen Vorderhände über Schädel und Stirn, bedecken ihre Augen, und, als wollten sie das Leid noch tiefer verhüllen, krümmten sie ihren Rücken und wölbten auch die hinteren Hände über die Gesichter.

In den ersten Tagen nach ihrem Eintreffen hockten diese dunkelbraunen Paviane auf dem Querbrett im Innern des Eingewöhnungshauses, so, wie riesengroße Bühner auf einer Stange. Jedem glühten blutrot über der Brust die beiden haarlosen Dreiecke, indes mantelgleich die Mähne ihrer Schultern verhüllte und die langen Kopfhaare dicht und glatt über den Schädel gestrichen waren, gleich der Kriegshauben eines ägyptischen Königs.

Zuweilen gähnte eines der Tiere, die Oberlippe der langen Schnauze zog sich zurück, und das Gebiß wurde sichtbar, der Rachen klappte auseinander, eine schauerliche drohende Waffe.

Schließlich lockte sie das Futter in den Auslauf; schon und sehr langsam schoben sie sich auf allen Vieren voran; plötzlich, vielleicht von einem Rascheln erschreckt, stoben sie ins Geäst des Aletterbaumes und erstarrten zu bewegungslos trauernden Gespenstern.

Mir sind diese Tiere unheimlich geblieben, solange sie in jenem Zoo haften. Ihre kleinen Augen hatten fast keinen Glanz; dumpfer Husten würgte sich durch ihre Kehlen, und manchmal schnellte einer dieser Scheladas aus seiner Verfunkenheit jäh zu Boden, der braunglänzende Behang flatterte, der lange Schweif mit seiner Haarquaste bewegte sich steuergleich, so daß das Tier zu fliegen schien, ein grotesker Löwe, Zerrbild der Natur. Und dann stand das Geschöpf wie versteinert am Boden, so wie es eben im Sprung gelandet war, stämmig und voller Kraft, aber seine Vorderpfote tastete ängstlich nach dem Zuckerkübel, wick immer wieder zurück, zauderte, griff endlich zu, und im gleichen Augenblick schnellte das Tier um seine eigene Achse, fauste mit jähem Muskelstoß fast feinkrecht wieder auf den Baum hinauf und führte schnuppernd den weißen Zuckerkübel an die Nase, die als winzige Erhöhung mitten auf der langen Hundeschmauze saß.

Die sechs Blutbrustpaviane haben sich in den wenigen Wochen ihres europäischen Aufenthaltes niemals untereinander beschäftigt, weder in liebevoller Durchjudung der Pelze, noch in streitendem Getreibe. Sie wärmten sich nur gegenseitig, saßen zwecklos da mit geschlossenen Augen und stießten bisweilen stumm das Gebiß. Dachte man an ihre nächsten Verwandten, die silbergrauen Hamadryas-Paviane, die lebhaft und verspielt im Nachbargehäuge tobten, so war man versucht, in ihnen dunkle Gespenster, unwirkliche Schemen zu erblicken.

Und es ist der einzige Fall unter meinen vielen Tiererlebnissen, daß ich befreit war und froh, als eines Tages dieser Käfig wieder leer war, das Namenschild entfernt und der Sandboden sauber geharkt.

Die sechs großen Blutpaviane liegen schwer in meiner Erinnerung; vielleicht sind sie nur ein dumpfer Traum gewesen.

Paul Cipper.

Wißt ihr schon? . . .

In französischen Gefängnissen tragen die Sträflinge weiße Masken, damit sie von den Mitgefangenen nicht erkannt werden. Dadurch soll verhindert werden, daß an einem Mann nach seiner Entlassung von ehemaligen Mitgefangenen Erpressung verübt wird.

Papier, das bei einer Feuersbrunst verlohrt, ohne sich in Asche zu verwandeln, kann jetzt so behandelt werden, daß das darauf Geschriebene noch lesbar ist. Das Papier wird auf eine photographische Platte gelegt und einige Wochen in der Dunkelkammer aufbewahrt. Wenn dann die Platte entwickelt wird, treten die Schriftzüge auf ihr hervor. Diese Erfindung beruht auf der Empfindlichkeit der Platte für die Gase des verbrannten Papiers.

Wenn bei den Kaffern ein Mann eine verbrecherische Tat begangen hat, so versuchen seine Volksgenossen, seinen Namen wieder reinzuwaschen. Sie stellen einen Topf mit verzaubertem Wasser auf Feuer. Wenn das Wasser kocht, ruft man den beschuldigten Namen in den Topf, legt eilig den Deckel auf und läßt den Namen einige Tage weichen. Hinterher ist er wieder sauber.

Die Chinesen haben die abwechslungsreichste Nahrung von allen Völkern der Erde, da sie viel mehr verschiedene Arten Gemüse, Geflügel und Fische essen als die anderen.

Die älteste Methode ein Kunstwerk zu signieren, war, das Bildnis des Verfertigers hineinzuschnitzen. Diese Sitte wurde vor etwa 4500 Jahren von ägyptischen Malern und Bildhauern eingeführt.

Weiteres.

Englischer Humor.

Diese Proben englischen Humors, in der letzten Zeit in englischen Blättern veröffentlicht, zeigen die Objekte, gegen die die Feiße des britischen Witzes sich richten.

Ein Besucher von Doorn erzählt, der Exkaiser scheine sich nunmehr jahrelang gut benehmen zu wollen. Die ganze Welt leidet allerdings augenblicklich noch darunter, daß er sich einmal jahrelang schlecht benommen hat.

Es ist prophezeit worden, daß im Jahre 2000 die Benzinvorräte der Erde zu Ende sein werden. Aber das macht nichts. Bis dahin wird es so viele Autos geben, daß sie sich sowieso nicht mehr vom Fleck rühren können.

Wie unterscheidet man Fliegenmännchen von Fliegenweibchen? Ganz einfach: die Männchen sitzen am Kartentisch, die Weibchen auf dem Spiegel.

Als Post nach seinem Flug um die Welt wieder in New York eintraf und todmüde aus

seinem Apparat kletterte, begrüßte ihn als erste seine Frau. Er umarmte sie und fragte: „Sind meine Hemden schon von der Wäsche zurück?“ — In der Tat, sie waren wirklich schon zurückgekommen. Er hatte die Welt umflogen, und währenddessen waren die Hemden in der Wäscherei gewesen. Die Wäscherei hat mit einer Nasenlänge gesiegt.

Der Weise, der uns empfahl, beide Seiten anzuhören, lebte vor Erfindung der Grammophonplatten.

Ein Gelehrter behauptet, daß sich die Schmetterlinge schon auf zwei bis drei Meter Entfernung erkennen. Man könnte sich als Erklärung denken, daß Schmetterlinge sich nicht anzupumpen pflegen.

Was muß man tun, um zarte, weiße Hände zu bekommen? — Nichts.

Ein Schriftsteller erklärte kürzlich, er sehe keinen Grund dafür, daß ein Mann sich nach der Scheidung seiner Frau gegenüber nicht höflich betragen solle. Vielleicht würde es auch nichts schaden, wenn er schon vor der Scheidung höflich zu ihr wäre.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitniß Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 149.

Von Josef Hyna, Hostomitz a. B. Schwarz: Kc3; Ta7, d7; Ba6 e6 (8).



Weiß: Kc3; Dbs; Lc6; Sd6, h5; Bb4, c7, f3 (8).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Genossen Wenzel Scharoch, Zweitniß, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 146: Db3-a3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmid Ferdinand, alle aus Kwikau; Pöpperl Theo, Apperschin; Dinnebler Emil, Tetschen; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen (Nr. 16 ist in neuer Verfassung nach c7-c6+ kein Matt in zwei Zügen); Olbert Ernst, Dominik; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Mildorf Adolf und Dohnert Max, Tischnau; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Schöpka Josef, Eidlitz; Hyna

Atas

1. Brett: Gangl, Marienbad	½ : ½	Taus, Skvorňany.
2. Brett: Hyna, Hostomitz	0 : 1	Ing. Nechutný, Doulevec.
3. Brett: Pilz, Warnsdorf	0 : 1	Novák, Doubravka.
4. Brett: Dr. Polaček, Eger	½ : ½	Wurzel, Tlučná.
5. Brett: Kfenek, Komotau I	0 : 1	Dr. Brejcha, Skvorňany.
6. Brett: Schöpka, Komotau II	½ : ½	Zamecký, Pízeň.
7. Brett: Groß, Komotau I	0 : 1	Martinek, Skvorňany.
8. Brett: König, Aich	1 : 0	Kysel, Pízeň.
9. Brett: Gahler, Eichwald	½ : ½	Čmelinský, Bolevec.
10. Brett: Scharoch, Wisterschan	½ : ½	Bárta, Pízeň.
11. Brett: Körbl, Altröhlau	1 : 0	Madr, Skvorňany.
12. Brett: Stark, Marienbad	0 : 1	Rusý, Pízeň.

Ergebnis: 4½ : 7½ für DTJ.

Schon an den vielen Remispartien ist ersichtlich, daß auch unsere Mannschaft zu kämpfen versteht. Des Ergebnisses wegen eine so ausgeglichene und vorzügliche Mannschaft brauchen wir uns jedenfalls nicht zu

Josef, Hostomitz; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Swoboda Josef, Nechwalitz.

Internationaler Sport- und Spieltag in Aussig.

Schachveranstaltungen.

Am Samstag, den 6. August, um 8 Uhr früh traten Komotau I und Marienbad zum Endkämpfe um die Bundesmannschaftsmesterschaft mit je einem Ersatzmann an. Nach vierstündigem Kampf gewann Marienbad mit 5:2 Punkten bei einer Hängepartie am 1. Brett, welche zur Abschätzung eingesandt wurde.

Komotau I	Marienbad
1. Orub	? : ? Gangl
2. Thiel	0 : 1 Vötkl
3. Eberhardt	½ : ½ Stark
4. Tychaj	0 : 1 Suttner
5. Sachs	½ : ½ Kupka
6. Kfenek	1 : 0 Kardinal
7. Stark	0 : 1 Pöpperl
8. Eis	0 : 1 Turba

Ergebnis: 2 : 5 für Marienbad.

Um 10 Uhr wurde das Blitzturnier eingeleitet, an welchem 12 Spieler teilnahmen und sich eine Menge Zuschauer erfreute. Sieger Vötkl, Marienbad, 10 Punkte; 2. König, Aich 8½; 3. Pilz, Warnsdorf 7; 4. Röckl, Wisterschan 6; 5.-6. Scharoch und Frisch, Wisterschan je 5½; 7. Böhm Emil, Sobrusau 5; Dr. Polaček, Eger und Swoboda, Wisterschan je 4; Lippert, Eger, Hilgarth, Zuckmantel, Haberlik, Marienbad je 3½ Punkte.

Das geplante Problemlösungsturnier konnte nicht abgehalten werden, da Genosse Hyna sen., der mit der Leitung dieses Turniers betraut war, infolge Erkrankung nicht teilnehmen konnte.

Als Abschluß standen um 2 Uhr nachmittags die Auserwählten unseres Verbandes denen des DTJ-Verbandes (Pilsner Gau) im Kampf um die Festmeisterschaft gegenüber. Obwohl die tschechischen Genossen als die technisch bessere Mannschaft verdient als Sieger hervorzugehen, muß festgestellt werden, daß unsere Mannschaft ihnen den härtesten Widerstand entgegensetzte und den Endsieg keinesfalls leicht machte. Bei Teilnahme des Genossen Vötkl, Marienbad, für den am 5. Brett der Genosse Kfenek, Komotau, einsprang, und etwas Glück, hätte das Ergebnis ganz anders lauten müssen.

DTJ

1. Brett: Gangl, Marienbad	½ : ½	Taus, Skvorňany.
2. Brett: Hyna, Hostomitz	0 : 1	Ing. Nechutný, Doulevec.
3. Brett: Pilz, Warnsdorf	0 : 1	Novák, Doubravka.
4. Brett: Dr. Polaček, Eger	½ : ½	Wurzel, Tlučná.
5. Brett: Kfenek, Komotau I	0 : 1	Dr. Brejcha, Skvorňany.
6. Brett: Schöpka, Komotau II	½ : ½	Zamecký, Pízeň.
7. Brett: Groß, Komotau I	0 : 1	Martinek, Skvorňany.
8. Brett: König, Aich	1 : 0	Kysel, Pízeň.
9. Brett: Gahler, Eichwald	½ : ½	Čmelinský, Bolevec.
10. Brett: Scharoch, Wisterschan	½ : ½	Bárta, Pízeň.
11. Brett: Körbl, Altröhlau	1 : 0	Madr, Skvorňany.
12. Brett: Stark, Marienbad	0 : 1	Rusý, Pízeň.

Ergebnis: 4½ : 7½ für DTJ.

schämen, zumal unsere Genossen durch die vorhergehenden Kämpfe sehr in Anspruch genommen waren. Sch—ch.